




HANS-JÜRGEN UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit

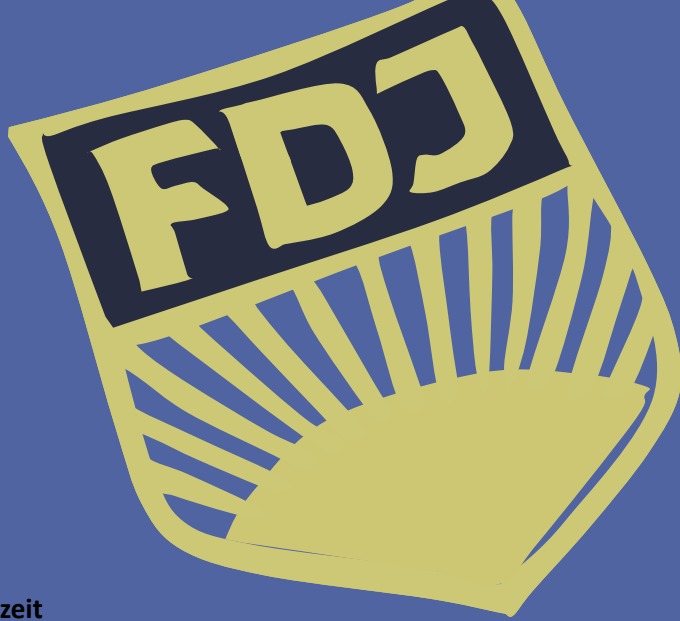


HANS-JÜRGEN UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit



Hallo, mein Name ist Hans-Jürgen. Meine Tochter Katja und meine Schwägerin Sabine habt Ihr ja bereits kennengelernt. Katja hat mich nun gebeten, auch etwas über mein Leben in der DDR zu erzählen – das tue ich sehr gern, denn ich fühle mich diesem Land sehr verbunden. Vermutlich auf ganz andere Weise als Katja: Ich bin mit der Überzeugung aufgewachsen, dass wir hier etwas ganz Besonderes aufgebaut haben.

Ihr habt richtig gehört: Ich habe das alles hier mit aufgebaut, und ich bin stolz darauf! Also erzähle ich Euch – von mir und der DDR. Die zwar meine Heimat ist, aber nicht mein Geburtsland. Denn als ich geboren wurde, gab es sie noch gar nicht. Damals regierten in Deutschland noch die Nationalsozialisten und der Krieg hatte gerade begonnen. Ich lebte mit meiner Mutter in einer kleinen Stadt in Thüringen. Meine erste richtige, lebendige Erinnerung ist die an das Gefühl von Hunger. Als ich zur Schule kam, war der Krieg gerade überstanden, die Gründung der DDR sollte vier Jahre später folgen. Mit ihr begann, ab 1949, eine unglaubliche Zeit: Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit sollte – hier und in anderen Ländern – Kleidung und Essen für alle bezahlbar sein. Jeder sollte ein Dach über dem Kopf und eine Arbeit haben, nicht hungern oder sich um sein Überleben sorgen müssen. Keinen Krieg mehr fürchten. Aber der Reihe nach: Meine persönliche Zeitreise mit Euch beginnt in meiner Grundschulzeit.



1945-1953: Meine Schulzeit

An meine ersten Schuljahre habe ich nur recht wenige Erinnerungen. Unser Lehrer führte vom Katheder aus ein strenges Regime, wohl auch, weil wir so viele Kinder in einer Klasse waren – alles Jungen und fast fünfzig insgesamt. Für den Einzelnen blieb da wenig Zeit: Wer nicht mitkam, kam eben nicht mit. Mir fiel das Lernen leicht – glücklicherweise, denn oft musste ich meiner Mutter auf unserem kleinen Feld und im Garten helfen. Der Krieg war gerade vorbei, es gab wenig zu essen. Mein Vater war in Russland gefallen und meine Mutter tat alles, um mich und sich irgendwie durchzubringen. Wie groß war ihr Erstaunen, als ich nach dem Abschluss der 8. Klasse für die Mittelschule vorgeschlagen wurde. Später gab es ja in der DDR für alle eine zehnklassige Bildung, aber zu meiner Zeit war die Schulzeit für die meisten Schüler nach den ersten acht Jahren vorbei. Ich hatte jedoch gute Noten und durfte also noch zwei Jahre weiterlernen – als Erster in unserer Familie. Frühere Generationen waren sicher nicht weniger klug, aber „Bildung für alle“ hatte es eben in den vorherigen Gesellschaftsordnungen nicht gegeben. Arbeiterkinder gingen in die Lehre, um so schnell wie möglich mitzuerdienen. Auch für uns wäre ein zweites Einkommen wichtig gewesen, aber meine Mutter war sehr stolz auf mich und wollte, dass ich diese Chance nutze. 1951 hatte ich meinen Mittelschulabschluss in der Tasche.

Zu diesem Zeitpunkt war die DDR gerade zwei Jahre alt und versprach uns jungen Leuten, dass es nun an uns wäre, dieses Land aufzubauen, unser Leben, unsere Zukunft in die eigene Hand zu nehmen. Und ganz ehrlich: Ich war begeistert und habe das geglaubt. Wo sonst hätte ein Arbeiterjunge wie ich diese Chance bekommen? Etwas aufbauen, etwas ganz Neues, eine gerechte Gesellschaft, in der es egal ist, aus welchen Verhältnissen jemand stammt – das klang gut, das klang richtig, da wollte ich mitmachen. Also trat ich in meinem letzten Schuljahr in den Jugendverband ein: die *Freie Deutsche Jugend*. Fast alle aus unserer Klasse waren dabei. Gemeinsam erlebten wir eine tolle Zeit: Wir räumten die Trümmer der vom Krieg zerstörten Häuser weg und halfen mit, unser Schulgebäude aufzubauen. Wir haben aber natürlich auch gemeinsam gefeiert, getrunken und geknutscht – eben das getan, was 17-Jährige wohl überall und bis heute tun. Nur, dass wir immer das Gefühl hatten, an einer großen Sache beteiligt zu sein: am Aufbau dieser jungen Republik, in der es friedlich, gerecht und solidarisch zugehen sollte.



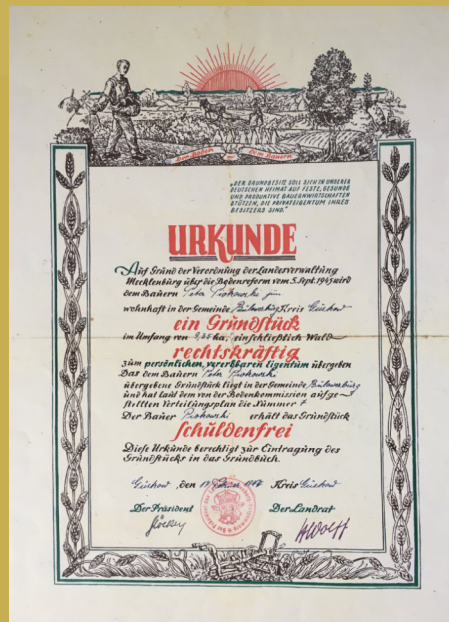
Die *FDJ* wurde 1946 in der sowjetischen Besatzungszone als antiimperialistische und demokratische Jugendorganisation gegründet. In der DDR ist sie die einzige staatlich anerkannte geförderte Jugendorganisation, fast 80% aller Jugendlichen sind Mitglied der *FDJ*.



Gemeint ist hier eine *Haltung*, die davon ausgeht, dass jeder Mensch das gleiche Recht auf Freiheit hat. Zu den Grundprinzipien gehören Selbstverwirklichung durch individuelle Freiheit, Toleranz und Mitgefühl gegenüber anderen Menschen sowie der Verzicht auf Gewalt.

Die *ABF* dienen der Vorbereitung junger Arbeiter und Bauern auf ein Hochschulstudium. Mit dieser zusätzlichen Förderung will man ein Bildungsprivileg von Kindern aus Akademikerfamilien verhindern.

Die *LPGs* sind Zusammenschlüsse von Bauern zum Zweck einer gemeinsamen Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Flächen, Nutzung landwirtschaftlicher Maschinen usw. LPGs entstanden Anfang der 1950er Jahre freiwillig, später jedoch zunehmend durch Zwangskollektivierung.



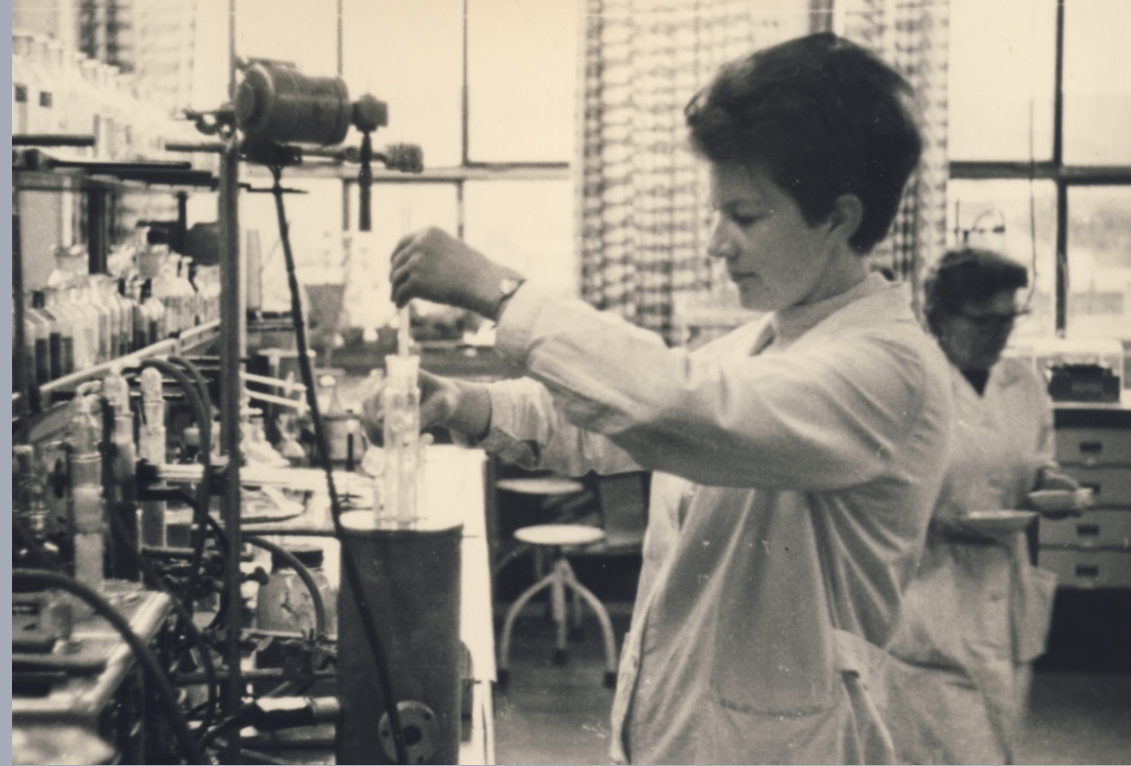
In der Mittelschule hatte ich einen Lehrer, der mich sehr beeindruckte und wohl dadurch auch enorm prägte. Er muss um die 40 Jahre alt gewesen sein, sah aber mindestens 20 Jahre älter aus, weil er viele Jahre in Zuchthäusern und im Konzentrationslager verbringen musste. Ob er Kommunist war - ich kann das gar nicht sagen. Was er definitiv war: ein überzeugter und gebildeter *Humanist*. Auch die hatten bei den Nazis bekanntlich wenig zu lachen. Dieser Lehrer war es dann auch, der mich ermahnte, mein Potenzial auf keinen Fall zu verschenken. Was er damit meinte? Nun ja - ich hatte zwar gute Noten, aber wenig Lust, nach der „10.“ noch weiter die Schulbank zu drücken. Welcher Junge mit siebzehn Jahren hat das schon!? Aber er überzeugte mich, dass ich auch noch das Abitur schaffen könnte. Also ging ich auf die *Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF)* nach Halle. Auch das war eine aufregende Zeit für mich. Ich traf auf viele enthusiastische junge Leute, die, genau wie ich, beim Aufbau eines Landes helfen wollten, in dem nicht Herkunft und Besitz den Lebensweg prägten, sondern Leistung und Fleiß. Wir fuhren auf LKWs über die Dörfer, um die Bauern vom Konzept der *Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPGen)* zu überzeugen. Aber auch um als Theatergruppe Kunst und Kultur selbst in die ganz kleinen Dörfer zu bringen. Eine irre Zeit, keine Ahnung, ob und wann ich damals schlief. Meine Mutter hat wohl in all den Jahren nicht recht verstanden, was ich da in Halle eigentlich tue, an dieser ABF. Fakt ist aber: Als ich 1955 in meine Heimatstadt zurückkam, hatte ich meine Hochschulzugangsberechtigung in der Tasche – ich konnte studieren. Was ich dann jedoch noch nicht sofort tat: Meine Mutter war inzwischen alt und brauchte meine Unterstützung. Also begann ich erstmal eine Lehre an unserem Wohnort.

1955-1957: Meine Lehrzeit

Die Berufsausbildung zum Chemiefacharbeiter war kein Zuckerschlecken: viel Büffeln, viel Arbeiten in der Fabrik. Aber die Themen interessierten mich und ich fand es großartig, dass ich nun die in der Schule vermittelten Dinge immer gleich in der Praxis anwenden konnte. Diese enge Verbindung war in der DDR Programm – weil man so praxisorientiert wie möglich ausbilden wollte, aber wohl auch, weil überall händeringend Arbeitskräfte gesucht wurden. Viele ließen sich ausbilden und gingen dann nach Westdeutschland, mit ihrem vom Arbeiter- und Bauernstaat ermöglichten und bezahlten Abschluss. Auch bei uns im Betrieb kam der eine oder die andere plötzlich nicht mehr zur Arbeit. Das war ziemlich bitter und ich konnte immer wieder spüren, wie es die „Zurückgebliebenen“ demotivierte und ratlos machte. Aber wie ließ sich dieser „Trend“ verhindern? Mir fiel da auch keine Lösung ein. Verträge halfen nicht, einsperren konnte man die Leute auch nicht. Oder? Ich jedenfalls hatte keine Zweifel daran, dass die DDR der Ort war, an dem ich leben wollte.



KWV heißen die der Stadtverwaltung unterstellten Betriebe, die für Bewirtschaftung und Verwaltung der Wohnbestände einer Stadt zuständig sind.



Auch wenn es manchmal ganz schön hart war, morgens um 6.30 Uhr am Werktor zu stehen, inmitten all der müden Gesichter – vor allem im Winter. Und acht Stunden Schicht am Fließband können auch ganz schön lang werden, vor allem wenn man nicht viel geschlafen hat. Was bei mir damals nicht selten vorkam – ich hatte gerade eine wirklich zauberhafte junge Frau kennengelernt und wir machten abends oft lange Spaziergänge durch die Stadt. Wo sollten wir auch hin: Sie wohnte, als eltern- und mittellose(r) Flüchtling aus den Masuren, zur Untermiete und ich hatte ein Zimmer neben dem meiner Mutter. Wohnungen waren Mangelware in der DDR, erst wenn man verheiratet war, kam man bei der Kommunalen Wohnungsverwaltung (**KWV**) auf die lange Warteliste. Da lag dann der Gedanke nahe: Vielleicht sollten wir einfach heiraten, Hella und ich? Irgendwie machten es damals fast alle so – man heiratete mit Anfang zwanzig. Und bekam Kinder.

1957-1965: Beginn des Arbeitslebens – und doch noch ein Studium

Wir heirateten auch schon bald, erhielten eine kleine Wohnung und bekamen nun unser erstes Kind – einen Jungen, Frank. Sehr klein und sehr niedlich, aber eben ein lebhaftes Baby. Die kurzen Nächte waren hart, für zwei berufstätige Eltern in anderthalb Zimmern unter dem Dach, mit der Toilette im Hausflur. Aber: eigene vier Wände. Ich ging nun jeden Tag ins Chemiefaserkombinat, Hella hatte ihr Lehrerinnendiplom in der Tasche und unterrichtete an einer neueröffneten *Polytechnischen Oberschule*. Dass Krippe und Kindergarten sich in der gleichen Straße befanden und ab morgens 6 Uhr geöffnet waren, half uns dabei, alles unter einen Hut zu bekommen. Gerade als Frank nachts durchschlief und wir das Gefühl hatten, alles würde ein bisschen leichter werden, wurde Hella wieder schwanger. Ich stand nach der Arbeit stundenlang bei der KWV Schlange, um eine neue Wohnung zu beantragen – die alte würde in sieben Monaten definitiv zu klein sein. Man machte mir wenig Hoffnung. Unser zweiter Sohn, Stefan, war gerade geboren, als mein Betrieb mir vorschlug, ein Studium aufzunehmen: Alles war im Aufbau, hochqualifiziertes Personal wurde dringend gesucht – und ich galt als kompetent und vertrauenswürdig. Und, ganz ehrlich, inzwischen hatte ich richtig Lust darauf, mein Wissen über meinen Arbeitsbereich noch einmal zu erweitern. Also sagte ich zu, was allerdings auch bedeutete, dass uns eine harte Zeit bevorstand: Hella blieb in Thüringen, berufstätig mit zwei noch sehr kleinen Kindern, ich war vier Jahre lang die Woche über in Leipzig und versuchte, alles für das Studium Nötige dort zu erledigen, damit ich an den Wochenenden für die Familie da sein konnte. Naja, ab und an gab's natürlich auch ein Bierchen mit meinen drei Mitbewohnern im Studentenwohnheim. 1965 war es geschafft: Ich war Diplom-Ökonom und kehrte zurück in meine Heimatstadt und in meinen Betrieb, wo ich schon sehnsüchtig erwartet wurde. Man bot mir fast umgehend die Leitung einer ganzen Abteilung an – und so wurde ich der jüngste Abteilungsleiter eines Großbetriebes, den die DDR bislang gesehen hatte.



Ab 1965: Im Chemiefaserkombinat

Schon kurz nach meiner Rückkehr aus Leipzig trat ich in die Partei ein. Nein, ich hätte das nicht machen müssen, es war eine freiwillige Entscheidung, die ich ehrlichen Herzens traf. Aber natürlich war es auch nicht hinderlich, denn die Partei hatte im Betrieb ziemlich großen Einfluss. Bist du dabei, redest du mit, hast einfach mehr Möglichkeiten. Und die brauchst du, wenn du eine Abteilung in so einem Riesenbetrieb leitest. Jeden Tag fehlt etwas, du musst ja quasi permanent mit dem Mangel wirtschaften. Das klingt jetzt, als wäre die Arbeit im Chemiefaserkombinat ein ziemliches Desaster gewesen – so war es aber ganz und gar nicht. Ja, wir mussten viel improvisieren, wenn das einer konnte, waren es die Leute aus meiner Abteilung. Auch sonst waren wir ein gutes Team, sogar unsere Brigadefeiern waren legendär. Eine Abteilung bestand ja gleich aus mehreren *Brigaden* und der Chef wurde natürlich zu allen Festlichkeiten eingeladen. Keine Frage, auch dort blieb ich „der Chef“. Aber man merkte eben auch, dass wir einen besonderen Draht zueinander hatten, dadurch, dass ich ja im Grunde aus ihren Reihen stammte.



Brigaden sind in der DDR die kleinen Arbeitsgruppen eines Betriebs, einer Genossenschaft oder einer Verwaltung.

Ich glaube, ich war kein schlechter Chef. Dabei spielte wohl auch eine Rolle, dass ich ein Händchen dafür hatte, alles zu besorgen, was man so brauchte. Das begann bei den Ferienplätzen für meine Leute und hörte bei der Raufasertapete für die Wohnungen der Kollegen auf. In der DDR hatte sich, da viele Dinge knapp waren, eine Art unsichtbarer und zum Teil landesweiter Tauschmarkt etabliert. Der eine kann dies besorgen, der andere das – und irgendwann weiß man, wo was zu bekommen ist. Gleichzeitig durfte das Ganze natürlich kein Selbstbedienungsladen werden, bei all diesen Dingen hatten wir es ja mit Volkseigentum zu tun. Deshalb konnte ich nie akzeptieren, dass Leute Dinge aus dem Betrieb mitnahmen, auch wenn ich den Mangel an vielen Stellen sah. Warum der immer noch so groß war, konnte auch ich nicht verstehen, obwohl ich doch Ökonomie studiert hatte.

1970: Die neue Wohnung

Als die 1960er Jahre zu Ende gingen, klappte es dann endlich mit der größeren Wohnung, die wir uns eigentlich schon bei Stefans Geburt gewünscht hatten. Nun wurde es wirklich höchste Zeit, denn die beiden Jungen waren inzwischen Schulkinder – und ein drittes Baby war unterwegs: die Euch bestens bekannte und damals noch winzig kleine Katja. In dieser Situation wurde nun die Zweizimmerwohnung mit dem Klo auf halber Treppe endgültig untragbar. Vom alltäglichen Kohlschleppen ganz zu schweigen – eine Ofenheizung hatte damals für mich wenig Gemütliches, sondern bedeutete vor allem Schmutz und fortwährendes Kümmern. All das war jetzt vorbei. Im Betrieb wurde wohl gemunkelt, wir hätten die Wohnung nur bekommen, weil mein Parteibuch der Schlüssel war. Ob leider oder glücklicherweise: So war es nicht. Sage und schreibe fünf Jahre hatten wir auf der Liste gestanden, ohne dass sich viel getan hätte. Über die letzten vierundzwanzig Monate hinweg hatte Hella einmal pro Woche bei der KVV vorgesprochen – lange ebenfalls ohne Erfolg. Was für Szenen sich in dieser Zeit bei uns zu Hause abspielten! „Du mit deiner Partei, aber nicht mal eine simple Wohnung gibt es für einen Genossen wie Dich.“ - Ja, Hella nahm kein Blatt vor den Mund, nicht mal dann, wenn es eigentlich besser für uns gewesen wäre. Immer wenn wir zu einer Veranstaltung oder eher öffentlichen Feier gingen, bat ich sie vorher inständig, ihr loses Mundwerk zu zügeln. Man wusste ja nie, wer noch so mithörte. Leider blieb ich damit ziemlich erfolglos, sie schaffte es dann doch nicht. Und irgendwie verstand ich sie ja auch: Das Gerenne um alles Mögliche, Lebensmittel, Kindersachen und dergleichen – das meiste davon blieb an ihr hängen. Als nun klar wurde, dass wir noch ein Baby, aber immer noch keine Wohnung bekommen, hielt Hella es nicht mehr aus. Eines Tages wurde ich per Betriebsfunk zum Parteisekretär gerufen, der mir dann eröffnete, er habe meinetwegen einen Anruf aus dem Rat der Stadt bekommen: „Deine Frau sitzt auf der Treppe der Wohnungsverwaltung. Sie hat angekündigt, sich dort nicht ohne einen Wohnungsbescheid wieder wegzubewegen.“ Sein Zorn über diese Situation war ihm deutlich anzumerken – wenn das jeder so gemacht hätte!

Wohnraumzuweisung Nr. F3135
(für den Mieter)

Herr/Frau/Fräulein Name/Vorname
Jetzige Tätigkeit Fam.-Stärke
Bisher wohnhaft Ort/Strasse/Nr.
wird die im Grundstück Straße/Nr.
erfasste - gemeldete Wohnung - Wohnräume (bisheriger Mieter)
Vermieter: Name/Vorname/Strasse/Nr.
Best.-Nr. 87 20 VV Spbg. Ag 310/77/DDR/1205 II-19-1 204 Sp. Bitte Hinweise auf Rückseite beachten!
Unterschrift:





Parteiverfahren strengt die SED gegen Parteimitglieder an, wenn diese gegen Regeln verstoßen. So ein Verfahren kann schwere Konsequenzen nach sich ziehen, bis hin zum Ausschluss aus der Partei oder dem Ende einer beruflichen Karriere.

Er entließ mich mit den Worten: „Ich erwarte von Dir, dass Du diese Situation beendest und sie dort nicht weiter Ärger macht, Genosse!“ Ich fuhr dann sofort zum „Tatort“ – aber wenn Ihr denkt, dass ich meine Frau beruhigen konnte, überschätzt Ihr meinen Einfluss. Meine Hella hatte nämlich schon immer ihren eigenen Kopf und in dem war an diesem Tag offenbar eine Wohnung. Wie es ausging? Naja, irgendwann bat einer der Wohnungsverwalter sie in sein Zimmer und dort gab es dann ein längeres Gespräch. Man machte ihr unmissverständlich klar, dass diese Aktion nicht nur ihr, sondern auch ihrem Mann schaden würde. Sie kam dann wie ein geprügelter Hund nach Hause. Zwei Wochen später aber hatten wir einen Wohnungsbescheid im Briefkasten - und ich ein *Parteiverfahren* am Hals. Glücklicherweise beruhigte sich die Situation recht schnell wieder – offenbar waren die entscheidenden Kader nicht so lebensfremd, dass sie unsere Situation nicht verstehen konnten. Und nicht zuletzt war meine Frau ja hochschwanger. Noch ehe Katja auf die Welt kam, bezogen wir eine 3-Zimmer-Wohnung mit Fernheizung. Was für ein Luxus!

1974: Die Leipziger Messe

Die Sache mit dem Parteiverfahren schien nun endgültig aus der Welt: 1974 durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben zur *Leipziger Messe* fahren – eine der größten Wirtschaftsveranstaltungen, die es damals in unserem kleinen Land gab. Und vor allem: eine der wenigen internationalen, an denen nicht nur Menschen und Firmen aus dem *RGW* teilnahmen. Ich hatte mir das schon sehr lange gewünscht, bis dahin hatten aber immer andere den Vortritt gehabt. Nun sah ich die beiden riesigen Ms mit eigenen Augen – und konnte persönlich erleben, was die Kollegen von der besonderen „Versorgungslage“ in Leipzig während der Messezeit erzählt hatten. Die beiden *Dederonbeutel*, die Hella mir vorsorglich in meine Reisetasche gepackt hatte, waren randvoll mit guten und raren Dingen, als ich zurück nach Hause kam: Weintrauben, eine Melone, eine Dose Ananas und ein großer Becher Trinkfix-Kakao – und sogar eine Packung Hallorenkugeln. Das war ein bisschen wie Weihnachten. Weniger beglückend war, wozu ich mich schon vor meiner Reise nach Leipzig verpflichten musste. Irgendwie war es mir schon klar und man hatte auch bereits davon gehört: Sobald man vom Betrieb aus zur Messe fuhr, klopfte die *Firma* vorher an. Nein, versteht mich nicht falsch, es ging hier nicht um *IM-Tätigkeit*, nicht um ein Bespitzeln von Freunden oder Kollegen, nicht um Spionage. Aber ich musste versichern, keine Betriebsgeheimnisse auszuplaudern und aufmerksam zu verfolgen, worum es in Gesprächen der Handelspartner aus dem westlichen Ausland so ging. Nicht nur die in Leipzig präsentierten Produkte waren interessant – auch Informationen über Finanzen, Interessen, Zukunftspläne und dergleichen. Und natürlich sollten die, die hinfahren durften, darüber berichten. Ich habe dann auch die Ohren gespitzt, aber so richtig gelohnt hat sich das nicht, denn unsere Handelspartner hielten sich ziemlich bedeckt. Offenbar hatte sich bei ihnen herumgesprochen, dass in der DDR auch die Wände Ohren haben. Trotzdem kamen sie immer wieder zu uns – um Geschäfte zu machen. Und zwar gute Geschäfte. Noch ein Grund, nichts Geschäftsschädigendes zu erzählen – das hatte der Kapitalismus sie unverkennbar gelehrt. Und ehrlich, die haben die Tage im Osten genossen.



Die *Leipziger Messe* gibt es seit mehr als 800 Jahren - und auch in der DDR. Dort ist sie die Veranstaltung zur Förderung des internationalen Handels, des wissenschaftlich-technischen Leistungsvergleichs und des internationalen Erfahrungsaustauschs.

Der *Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe* ist das Bündnis der zentral- und osteuropäischen sozialistischen Staaten zur Organisation der wirtschaftlichen Zusammenarbeit untereinander und mit Drittländern.

Dederon ist eine in der DDR vielseitig eingesetzte Kunstfaser, aus der neben Einkaufstaschen auch Kleidungsstücke wie z.B. Kittelschürzen hergestellt werden. Vergleichbar ist sie am ehesten mit dem westdeutschen Nylon.

Firma ist ein DDR-interner Begriff für das Ministerium für Staatssicherheit (Stasi) bzw. seine Mitarbeiter und *IM* steht für Inoffizieller Mitarbeiter – so nennt man Leute, die verdeckt für die Staatsicherheit spionieren, d.h. über andere Menschen ohne deren Wissen Berichte schreiben.

Es wurden ja auch weder Kosten noch Mühe gescheut, ihnen unvergessliche Tage zu beschern. In jeglicher Hinsicht. Schlussendlich habe ich dann nur Bagatelldramen berichtet, über den letzten Urlaub des einen und die Essensvorlieben des anderen. Die Herren von der Firma waren ziemlich enttäuscht von mir. Dass sie mich bereits nach meinem ersten Messebesuch gleich ganz aus ihrem Kader strichen, konnte ich nach 1989 in meiner Stasiakte nachlesen.

1975: Die Versetzung

Auch in diesem Jahr durfte ich wieder zur Leipziger Messe fahren – und dieses Mal ganz ohne vorher oder danach mit der Firma sprechen zu müssen. Möglicherweise lag das daran, dass ich damals nicht länger im Chemiefaserkombinat tätig war. Man hatte mich Anfang des Jahres in unseren Zweigbetrieb, die Chemische Fabrik in Finowthal, versetzt. Warum das geschah? Sagen wir es mal so: Es war im Laufe der Zeit einiges zusammengekommen, das meinen Genossen zu der Überzeugung verhalf, ein Arbeitsortwechsel würde mir guttun. Ein, zwei Besuche von Hellas Vertriebenenverwandtschaft aus dem Westen, über die ich dann nicht so recht erzählen mochte, dazu meine Frau mit ihrem kritischen Mundwerk. Das hat wohl am Ende ausgereicht.



Volkseigene Betriebe in der DDR sind Staatseigentum und werden also in der Regel genossenschaftlich verwaltet, zumeist durch den zuständigen Kreis oder Bezirk, der dann eine Werksleitung einsetzt.

In diesem Betrieb wurde Isobornylacetat hergestellt, eine wichtige Zutat für das Schaumbad Badusan. Durch die Abwässer hat es sogar manchmal im Fluss geschäumt.

Man könnte also auch von einer Strafversetzung sprechen, aber so nannte es natürlich niemand, offiziell sprach man von einer Beförderung. In den ersten zwei Jahren verbrachte ich meine Wochen allein in dem kleinen Ort im damaligen Bezirk Frankfurt/Oder und fuhr jedes Wochenende nach Thüringen, das war ganz schön anstrengend. Und auch an meine neue Arbeit musste ich mich erst gewöhnen: Der Betrieb war deutlich kleiner, die Anlagen viel weniger modern. Ich hütete mich natürlich, das damals so zu sagen – eine Versetzung reichte mir vollkommen – aber: Der VEB Chemische Fabrik Finowthal war eine Chemiebude der übelsten Sorte. Sie stellte vor allem Dinge her, die an anderen Orten noch weiterverarbeitet wurden – die Grundlagen für Waschmittel, Kosmetika, Tapetenkleister und dergleichen mehr. Ich war vor allem für die Beschaffung der notwendigen Rohstoffe und den Weiterverkauf in die Partnerwerke zuständig. Was mir damals wirklich zu schaffen machte: Die zahlreichen Abwässer der Fabrik wurden direkt in den nahegelegenen Finowkanal geleitet – Umweltschutz war alles andere als die Stärke der DDR, da hatten wir dem Westen rein gar nichts voraus.

1976: Familienzusammenführung

Mein Pendlerleben war für die Familie und auch für mich kein Dauerzustand, also zogen Hella und die Kinder 1976 zu mir – rechtzeitig vor Katjas Einschulung. Immerhin war es dieses Mal kein großes Problem, eine Wohnung zu bekommen. Nun hatten wir zwar wieder eine Ofenheizung, aber die Wohnung war schön groß und hatte ein Bad und eine Toilette. Hella tat sich schwer mit dem Einleben in der neuen Umgebung: Ihre Schule war groß, die Kollegen sehr viel reservierter als die in Thüringen, die Gegend landschaftlich viel weniger schön. Sie trauerte dem Thüringer Wald mit seinen Bergen hinterher, sprach immer wieder von ihrer verlorenen zweiten Heimat. Ich dagegen fühlte mich in der Chemischen, wie der Betrieb hier genannt wurde, ganz wohl und war auch mit unserem Wohnort, Eberswalde, recht zufrieden. Einige unserer Nachbarn arbeiteten in der gleichen Fabrik, andere im nahegelegenen RAW oder dem VEB Schlacht- und Verarbeitungskombinat Eberswalde, wo man die begehrten Eberswalder Würstchen herstellte. Den größten Bevölkerungsanteil unserer kleinen Stadt machten aber die Soldaten der *Sowjetischen Streitkräfte* aus. Die meisten von ihnen bekamen wir kaum zu Gesicht, sie lebten ja in der Kaserne und taten dort ihren Dienst. Ich hatte hin und wieder beruflich mit „den Freunden“, wie sie genannt wurden, zu tun, aber immer nur mit den Offizieren. In der Stadt kursierten Gerüchte darüber, dass die Soldaten in der Kaserne schikaniert wurden – ich weiß bis heute nicht, ob das stimmt, denn die Offiziere schienen mir intelligente und kultivierte Menschen zu sein. Ich hatte nach der Wende, vor dem Abzug der russischen Truppen aus der ehemaligen DDR, Gelegenheit, mit einigen Soldaten zu sprechen. Sie beteuerten mir, wie wohl sie sich in der DDR gefühlt hatten und waren keineswegs glücklich, nun wieder nach Hause zu müssen.



Die Abkürzung **RAW** steht für Reichsbahnausbesserungswerk. Hier wird sich um die Wartung und Modernisierung von z.B. Triebwägen gekümmert.

Trotz der formalen Unabhängigkeit sind in der DDR bis 1989 bis zu 500.000 *sowjetische Soldaten* stationiert. Bei der GSSD (Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland) handelt es sich um die größte Armee außerhalb ihres eigenen Landes. Da die Offiziere der GSSD i.d.R. ihre Familien mitbringen können, sind die Streitkräfte auch im Stadtbild präsent.



Der Alltag in den 1980ern

Nun arbeitete ich schon fast zehn Jahre in der Chemischen – und immer noch kämpften wir mit den typischen Problemen der DDR-Wirtschaft: Lieferengpässen bei den benötigten Materialien, maroden Maschinen, der immer weiter voranschreitenden Verschmutzung der Flüsse durch die Chemieabwässer. Irgendwie machte sich in mir schon Ernüchterung breit, auch weil ich spürte, dass immer weniger Menschen das Gefühl teilten, hier einen solidarischen und gerechten Staat mit aufzubauen. Daran war wohl auch die Betonköpfigkeit vieler Funktionäre schuld – das wurde mir sehr bewusst, als in der Sowjetunion immer öfter die Begriffe Glasnost und Perestroika fielen. Hella hatte sich in Eberswalde immer noch nicht wirklich eingelebt, anders als Katja, die sich dort inzwischen rundum zuhause fühlte. Sie lebte als Einzige noch bei uns – die Jungs waren inzwischen zur Armee und dann zum Studium gegangen. Insgesamt ging es uns gut. Wir hatten ausreichend Geld und konnten uns leisten, was wir brauchten. Nach einer langen Wartefrist bekamen wir unseren Trabant. Unser Familienalltag war der einer typischen DDR-Familie in diesem Jahrzehnt: ein Wechsel von Arbeit oder Schule und Wochenenden, zweimal im Jahr ein Urlaub.

Im Frühjahr oder Herbst fuhren wir in die thüringische Heimat, um dort Freunde und Verwandte zu besuchen. Für die Sommerferien hofften wir jedes Jahr wieder auf einen Platz in einem der FDGB-Ferienheime – und wenn das klappte, war das immer sehr schön: kein Haushalt, kein Alltagsstress, wir lasen viel, spielten Karten, gingen baden oder wandern. Abends saßen wir oft mit anderen zusammen, die wir in der Unterkunft kennenlernten. Alles ziemlich unspektakulär, genau das, was wir uns unter Erholung vorstellten. Ins Ausland zog es uns nicht. Hella hatte eher Angst, vermutlich ein Resultat der Flucht durch Polen, und ich war beruflich mehrfach in der Sowjetunion und in anderen Ostblockstaaten, die lockten mich also nicht mehr so sehr. Nur Kuba hätte mich damals sehr gereizt, aber trotz unserer jahrelangen Anmeldung konnte ich erst nach der Wende reisen.



Eigentlich ist **Schwerter zu Pflugscharen** ein Bibelzitat. In der DDR (und in anderen Friedensbewegungen anderer Länder) wurde es zum Slogan von Rüstungsgegnern und von diesen auch gern als Aufnäher getragen – bis das dann 1981 verboten wurde, weil man das als Kritik am DDR-Wehrdienstgesetz interpretierte.

Auf eine Kubareise käme Katja vielleicht noch mit, obwohl sie schon in der Pubertät ist – also nicht immer leicht zu ertragen. Dazu zählen die täglichen kleinen Weltuntergänge – die für meine Katja in der DDR beispielsweise darin bestehen, dass es in ihrem Heimatland keine „vernünftigen“ Jeans gibt. Verstehe ich nicht, denn es gibt doch Jeans. Klar, dass ein junges Mädel wie Katja fesch aussehen will, aber warum braucht sie dazu ausgerechnet Jeans? Und überhaupt: In ihrem Alter wäre ich froh gewesen, überhaupt genügend Hosen zu haben. Die wissen gar nicht, wie gut es ihnen heute geht. Aber wenn ich das sage, fängt sie entweder an zu heulen oder knallt die Tür. Und dann ständig dieses Gejammer, dass sie die Welt sehen will. Der Thüringer Wald oder die Ostsee – alles nicht mehr spannend. Sie träumt von Reisen nach Ungarn – aber gern auch nach Frankreich und eigentlich überall hin. Als ob es nicht auch hier schöne Gegenden gäbe. Unsereins wäre in ihrem Alter froh gewesen, überhaupt mal Urlaub zu machen. Für uns war es schon traumhaft, mit dem Fahrrad auf den zwanzig Kilometer entfernten Zeltplatz zu fahren. Andererseits: Die Zeiten sind eben andere. Ich denke manchmal, dass es besser wäre, die jungen Leute reisen zu lassen. Die meisten von ihnen kämen sicher zurück, wenn sie festgestellt hätten, dass im Westen nicht alles Gold ist, was glänzt. Würde ich das laut sagen, käme ich in Teufels Küche. Spätestens Katja selbst würde es wohl in die Welt posaunen, da ist sie ihrer Mutter doch sehr ähnlich. Kürzlich hat sie ihren Staatsbürgerkunde-Lehrer gefragt, was denn so schlimm am Aufnäher „**Schwerter zu Pflugscharen**“ sei. Sie muss ihn in Grund und Boden geredet haben, logisch unschlagbar – ganz der Vater. Nur leider hat mir das eine Einladung in die Schule beschert, der Lehrer konnte das nicht auf sich beruhen lassen. Glücklicherweise kennen wir uns aus der Partei und ich konnte ihm die Aktion als pubertäre Provokation verkaufen. Meine Güte, das Mädchen hat wirklich keine Ahnung, was es da macht. Will sie sich denn komplett ihre Zukunft versauen? Die kann es gut und gerne auf die EOS schaffen, aber nicht, wenn sie die Klappe weiter so aufreißt. Erinnerung: Ich erkläre dir, dass sie keinen Bock mehr auf Schule hat und lieber erstmal arbeiten gehen will. Wenn die wüsste, was das bedeutet. Aber den Zahn konnte ich ihr ziehen, ich hab ihr einfach einen Ferienjob in meinem Betrieb besorgt. Vier Wochen in der Tapetenleim-Produktion, ein Knochenjob und ziemlich eklig – sogar im Pausenraum. Danach habe ich von ihr nie wieder gehört, dass ein 10.-Klasse-Abschluss doch genug wäre, sie peilt jetzt ganz beflissen das Abi an. Hoffen wir mal, dass sie genommen wird: alles Einsen, aber eben ein loses Mundwerk.

Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

In diesem Buch wurde zugunsten eines authentischen Abbildes der Zeitgeschichte auf die Formen des Genderns verzichtet.

Bildnachweise

Seite 6: Urkunde Landesverwaltung, Foto: Privatarchiv Katja Koch

Seite 9: Foto Labor CFK Foto: Privatarchiv Clemens Decker

Seite 11: Urkunde, Quelle: Privatarchiv Katja Koch

Seite 13: Urkunde Diplomprüfung, Foto: Katja Koch

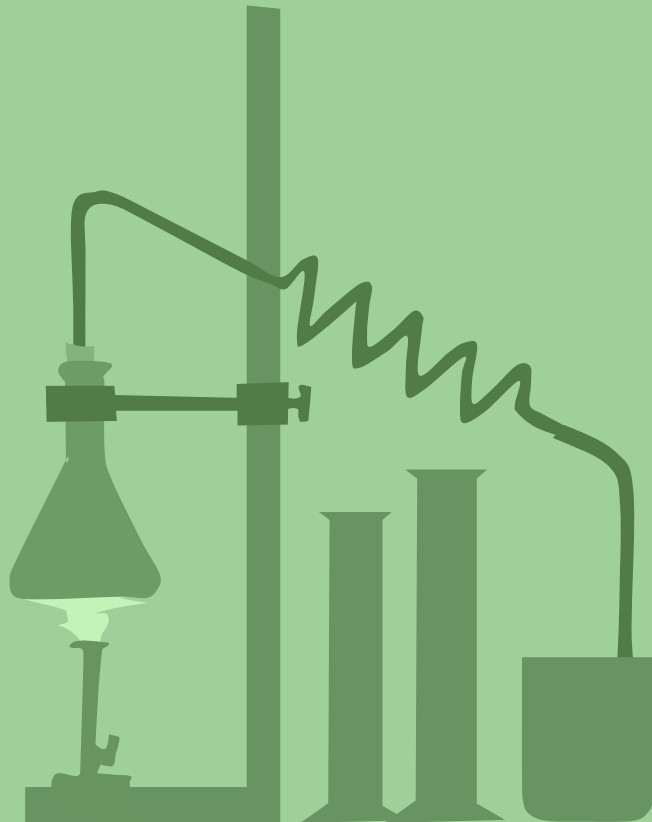
Impressum

Herausgeberin: Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

2021 © Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen



Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

© 2021